

Was Dir bestimmt [Fortsetzung]

Autor(en): **Markwalder, Marga**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 43

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649681>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>



Marga Markwaller

Was Dir bestimmt

ROMAN Für das Feuilleton bearbeitete Fassung

1. Fortsetzung

Er schüttelte nur den Kopf, bückte sich und hob die Puppe auf, die er der Kleinen zur Seite legte. Annelies beruhigte sich; er blieb an ihrem Bette sitzen, als sie in Schlummer gefallen war, und hielt die kleine Hand in der seinen.

Nach ein paar Tagen war die Gefahr gebannt, das Fieber sank; Annelies erwachte aus ihrem Dämmerzustande, begann wieder Anteil zu nehmen an dem, was um sie her vorging und war ebenso rasch auch bereit, nach Art verwöhnter Kinder sich gegen alles aufzulehnen, was ihr nicht in den Kram passte. Ihm, dem Arzte, gegenüber war sie zwar wie verwandelt, weich, nachgiebig, beinahe zärtlich, doch die Pflegerin beklagte ihren harten Kopf, ihren Eigensinn und Trotz. Schwer war es dann, nach dem Fall des Fiebers, den kleinen Wildfang noch zwei Wochen lang im Bette zu halten. Beinahe täglich sah er sich gezwungen, sie zu schelten, weil sie zu viel las.

«So, Annelies, heute komme ich zum letzten Male», rief er ihr eines Tages von der Tür her zu. Sie sass auf einem niedern Hocker beim Fenster vorn und hielt ein dickes Buch auf den Knien. Rasch schaute sie auf und ihr offenes Gesicht verriet Enttäuschung. Doch dann hob sie schalkhaft die rechte Hand an die Schläfe:

«Herr Major!»

Germann trug Feldgrau; denn er war im Begriffe, zu einem Wiederholungskurse einzurücken.

«Deine Lorbeeren hängen aber niedrig, Annelies. Zum Major reicht es noch längst nicht. Melde mich: Leutnant Germann!» Er schlug die Absätze zusammen und nahm Achtungstellung an. Dann trat er vergnügt auf sie zu, entnahm seiner Tasche das rote Gummiband und die Spritze und legte beides nachdrücklich auf ihr Buch. In ihre Augen trat Angst; beklommen blickte sie zu ihm auf.

«Was meinst du dazu, Annelies? — Ich sollte — ich muss dein Blut nochmals untersuchen. Nachher bis du den Plagegeist los. Wo ist die Schwester?»

«Lassen Sie sie nur! Sie ist bei Ka-

roline unten in der Küche und hilft. Mama gibt einen grossen Bridge-tea.» Sie deutete auf den Tisch, auf welchem sich Bonbonsschachteln, Schokoladetafeln und Marzipanfrüchte häuften.

«Ich habe wenig Zeit übrig. In einer Stunde muss ich einrücken. — Leg dich nun hin — oder soll ich am Ende doch die Schwester rufen?!»

«Wozu auch! — Könnte ich nicht hier...» Sie liess sich auf ihren Hocker nieder. Er fasste ihren rechten Arm, öffnete das Kleid am Handgelenk und streifte dann den Aermel zurück. Sie hielt still und schaute ihn mit einem matten Lächeln an, das aber plötzlich erstarb, während sie vor Erregung alle Farbe verlor. Schnell fing er die Wankende auf und trug sie auf das Bett.

«Siehst du? — Macht gar nichts. Wenn nur alle meine Rekruten, die ich morgen impfen muss, so tapfer wären wie du! — So; so geht es besser, gelt?»

Sie nickte stumm mit zusammenge-bissenen Lippen und hielt ihm den Arm hin, während ihre Augen unverwandt an ihm hingen. —

Und dieses Bild grub sich in ihm fest.

Er sah sie in der Folge beinahe täglich. Wenn sie zur Schule ging, schlenderte sie an den Fenstern seines im Erdgeschoss liegenden Ordinations-raumes vorbei, trällernd, die Mappe unter den linken Arm geklemmt. Er kannte ihren jungen Schritt so gut und dachte jedesmal, wenn er ihn zur Sprechstundenzeit draussen vernahm: Jetzt geht die kleine Annelies zur Schule, Annelies mit ihrem schrecklichen Bäbi und dem schwarzen Englein. Und jedesmal vermeinte er für die Dauer einiger Augenblicke wieder den Duft ihres Haares einzuatmen, die fiebernde Wärme ihrer weichen Haut an seiner Wange zu spüren. Wenn sie ihn traf, grüsste sie lächelnd, munter, aber von Jahr zu Jahr etwas scheuer, zurückhaltender, während sie sich zu einem anmutigen, hochbeinigen Mädchen entwickelte. Krank war sie anscheinend nie mehr — sollte er denken: leider? — er wurde nicht mehr an ihr Krankenbett, nur noch an dasjenige ihres kleinen Bruders Fritz ge-

rufen. Später besuchte sie eine Mittelschule in Zürich, musste aber auch jetzt noch, auf dem Wege zum Bahnhof, an seinem Fenster vorbeigehen.

Und eines schönen Tages geschah ihm etwas Erschreckendes: da kam sie ihm auf einer Landstrasse entgegen. An ihrer Seite trabte ein zünftiger Sportling, ein Bursche mit tiefgebräuntem Antlitz, dessen weisse Zähne so herausfordernd blitzten, als wollten sie dartun: «Wir fressen die ganze Welt! Wo gilt es noch zu siegen? Wo einen Rekord zu brechen? Wo einen Wanderbecher zu holen? — Her damit!» Annelies scherzte und lachte mit diesem Kerl, den sie zärtlich Billy nannte; sie war so vertieft in den Anblick dieses Siegersichtes, dass sie ihn, den Arzt, der ihr auf dem Rade entgegengefahren kam, nicht einmal bemerkte!

Konnte es ihm denn nicht gleichgültig sein, mit wem und wo sie sich herumtrieb? O nein, das war ihm ganz und gar nicht gleichgültig! Er begann hochatmend mit den Beinen sein Fahrrad zu bearbeiten, das ihn auf einen abgelegenen Bauernhof tragen sollte. Eine süsse, atemraubende Beklemmung wollte sich seiner bemächtigen. Es war doch nicht etwa so, dass er... Ja, wohl, Paul Germann, da hat dir dein Herz einen bösen, dummen Streich gespielt! Du hegst ihr Bild liebevoll, allzu liebevoll wohl, und es ist nicht mehr das Bild des kranken, hilflosen Kindes. Ohne dass du dessen inne geworden bist, hat es sich gewandelt in das Bild eines jungen, begehrenswerten Weibes, einer kleinen Frau.

So war es also. Er liebte Annelies Amberg. Er liebte! Seine Finger schmeterten es dem kleinen Flügel zu, und der rauschte machtvoll auf oder sang leise, zärtlich bis tief in die Nacht hinein. Er liebte! Die etwas romanhafte Verkettung, dass er ein armer Mann und sie ein reiches Mädchen war, bereitete ihm keinerlei Kopfzerbrechen. Vernahm er nun unter den vielen Tritten und Stimmen der Menschen, die sich zur Sprechstundenzeit an seinem Fenster vorüberschoben, ihren sportlichen beschwingten Schritt oder ihr helles Jungmädchenlachen, so durchströmte jedesmal eine warme Zärtlichkeit sein Herz: Die liebe kleine Frau geht zur Schule!

Merkte sie, dass er ihr immer öfter zu begegnen suchte, dass ihr Anblick ihn verwirrte? Als ob ein siebzehnjähriges Junfräulein so etwas nicht merken würde! Sie begann sogar offensichtlich mit ihm zu spielen: kam sie in Begleitung ihrer Schwester und der Mutter einhergewandelt, so spielte sie die grosse Dame, und er wurde schnippisch, ein wenig von oben herab von allen dreien gegrüsst. — Traf er sie inmitten gleichaltriger Kameradinnen, so begann sie mit diesen zu tuscheln.

tauschte vielsagende Blicke mit ihnen, warf schnelle Blicke zu ihm, der näher und näher kam, lachte überlaut, prahlte, spielte Theater, um ihn dann im Vorbeigehen übermütig, die schwarzen Locken zurückwerfend, anzustrahlen. Begegnete sie ihm allein, ohne Begleitung an ihrer Seite, so suchte sie das Erkennen, das Treffen beider Augen so lange wie möglich hinauszuschieben, betrachtete sich die Schaufenster, guckte interessiert den Schwalben nach, zählte die Blätter an den Bäumen, bis die Begrüssung unvermeidlich wurde, da er ihr bis auf wenige Schritte nahe gekommen war. Dieser Gruss fiel nun je nach ihrer Laune aus: bald war er schelmisch lachend, bald herausfordernd, dann wieder abwehrend. «Was geht mich der Mensch an!» oder «Was der sich nur einbildet!», aber oft, immer öfter errötete sie verlegen, heimlich, vielleicht unbewusst, beglückt. Manches Mal verfluchte er seine Liebe, begriff sich nicht, dann wieder hielt er sich für den glücklichsten Mann der Welt. Und das alles brachten allein ihr schwarzes Augenpaar und das Spiel ihres schmalen Mundes zustande, wenn sie ihn für einen Augenblick des Tages kurz grüsste. Dieser Ungewissheit machte nun sie ein Ende, indem sie eines Tages von der Bildfläche verschwand, nicht nur für ein paar Ferienwochen, sondern gleich für ein ganzes Jahr, das sie in einem hochvornehmen Pensionat in Frankreich zubringen wollte, wie er von Ambergs Köchin erfuhr. Als er sie im folgenden Frühjahr unverhofft wieder traf, erschrak er zutiefst. Sie war kaum wiederzuerkennen: dauergewellt war das herrliche Haar, unnatürliche Locken über der Stirne — die allerneueste Mode — liessen sie älter erscheinen, als sie war; die Lippen waren leuchtend orangerot gefärbt, das feine Gesicht in eine dicke Puderschicht gehüllt. So bot sie sich dar als das getreue Abbild ihrer überspannten Schwester, bei deren Anblick man sich an den Kopf greifen musste und sich fragte, wie ein Vater es gestatten könne, dass seine Tochter sich aufspiele wie eine Halbwelt-dame. Seine kleine Annelies! Es war ihm, als würde er aus allen Himmeln gestürzt. Unter dieser mondänen Oberfläche aber musste sich doch etwas finden, etwas Zärtliches, Schmiegsames, etwas das zu dem Kinde gehörte, das ihm seine liebste Puppe hatte schenken wollen. Er müsste sie von ihrer Umgebung losreissen können, herausreissen aus diesem plätschernden Getändel eines geradezu grotesk verwöhnten Kindes an seine Seite, in die warme Sicherheit und Geborgenheit seiner Liebe und — einer Arbeit. Er wollte es versuchen, sobald sich Gelegenheit dazu bieten würde. Zu verlieren hatte er nichts, aber etwas unendlich Köstliches

zu gewinnen. Doch halt! War nicht der holde Traum, diese törichte, süsse Hoffnung vielleicht das Schönste an seiner Liebe? Das hatte er immerhin zu verlieren. —

Wilhelm Amberg, Anneliesens Vater, war Teppichhändler. Er besass in Zürich ein grosses Haus, gefüllt mit den köstlichsten Geweben des Nahen Ostens, wohin er selbst jedes Jahr zum Einkauf reiste, daunenweichen, seiden-glänzenden Teppichen, die den ganzen Blumenzauber, die betörende Farbenpracht des Orients vor den staunenden Augen der Kundschaft ausbreiteten. «Für Sie kommt nur ein Teppich von Amberg in Frage», verkündeten seine gelben Plakate von den Litfassäulen und den Wänden der Bahnhöfe. Germann hatte ihn noch nie anders als am Steuer seines grossen, vornehmen Wagens gesehen: ein vollendeter Weltmann, stets in korrektes Schwarz gekleidet, mit ergrautem Haar und unbeweglichen Gesichtszügen. Er bewohnte eine vornehme Villa, die er sich am Waldrande, über dem Ufer des Zürich-sees, hatte bauen lassen. Eine zahlreiche Dienerschaft musste den Launen seiner Familie standhalten.

Oh, Paul Germann erfuhr vieles.

Ueber den Hausherrn gingen die Meinungen auseinander. Der Gärtner behauptete, er sei gutmütig und nur zu bedauern, dass er sich mit einer solchen Familie belastet habe, die ihn ausnütze und auspresse bis auf den letzten Rappen. Die weiblichen Bediensteten aber hielten ihn für rücksichtslos und nur auf seine Interessen bedacht, sagten, er kümmere sich nicht nur um die Familie, bei ihm zähle nur das Geschäft.

Hingegen war die Einstimmigkeit des Urteils über die Frau, Elena Amberg, vollkommen: sie war Tessinerin aus ärmlichem Hause und hatte schon als ganz junges Mädchen in einem Grotto in Chiasso bedient. Dort lernte sie auch ihren Wilhelm kennen. Durch den unerhörten Aufstieg des Geschäftes, durch das unerwartete finanzielle Glück wurde sie aus der Bahn geworfen, Sie, die in ihrer Kindheit nichts anderes gekannt hatte als harte Arbeit und wenig Brot, warf sich nun dem Müssiggang in die Arme. Sie war schön, leichtsinnig und begehrt. Ihre drei Kinder sah sie wenig. Morgens, wenn sie sich im Garten tummelten, pflegte sie noch tief im Bette zu liegen, müde von den Anstrengungen einer durchtanzten und durchflirteten Nacht. Das Mittagessen nahmen die Kinder mit dem Fräulein ein.

Um die Erziehung ihrer Kinder kümmerte sich Elena Amberg wenig, dazu fehlte ihr die Zeit, sie war ja so sehr in Anspruch genommen... Eine Erzieherin durfte sich damit abmühen. Manchmal hielt sie es ein Jahr lang aus, manchmal drängte sie schon nach

einem Monate schauernd fort, bald war sie nett und lieb, bald ältlich und giftig, bald jung und allzu hübsch, bald hiess sie Elsa, bald Gertrud, für gewöhnlich aber einfach «das Fräulein». Elena Amberg tat sich in ihrem Bekanntenkreise etwas darauf zugute, sagen zu können, ihre Kinder sollten in vollkommener Freiheit aufwachsen, sollten es besser haben, als sie es einst im Mendrisiotto unten gehabt hatte — wobei sie wahrscheinlich doch verschwie, dass sie das Kind armseliger Bauern gewesen war. Dass bei diesem einfachen Verfahren der kleine Fritz beinahe verwahrloste und die ältere Tochter den Weg des geringsten Widerstandes einschlug, sah sie nicht oder sie wollte es nicht sehen. So wuchsen die Kinder heran an der Seite dieser modesüchtigen, oberflächlichen Welt-dame, unter frivolem Stadtklatsch und heimlichen Liebeleien. Sie blättern als kleine Kinder schon verstohlen und mit Herzklopfen in leichtfertigen Zeitschriften, betrachteten mit schlechtem Gewissen die losen Photos in den verschiedenen Magazinen, welche überall auf den Tischen lagen. Die beiden Mädchen lernten frühzeitig, sich für ihre Kleidchen und Haartrachten zu interessieren, machten der Mama das kokette Lächeln nach, mit dem sie männliche Besucher empfing, merkten sich die süssaure Miene, mit der sie die neuen Toiletten ihrer Freundinnen musterte, und fuhren mit dem knallroten Stift, nachdem sie ihn seines süssen Duftes wegen zuerst hatten essen wollen, über die jungen Lippen. Frau Amberg sah ihre Töchter heranwachsen, sah sie erblühen, bis sie es endlich für schick fand, sich zuerst mit der ältern, sechs Jahre später mit der jüngern in Gesellschaft zu zeigen. Von diesem Zeitpunkt an hatte sie keinen andern Gedanken als den, den reichen, einzig richtigen Freier für ihre Töchter zu finden. Gab sie das auch nicht offen zu — es war dennoch die Triebfeder all ihres Handelns. Nach vollendeter Schulzeit wurden die Mädchen in den Strudel des gesellschaftlichen Lebens hineingezerzt, unweigerlich, mit reissender Schnelligkeit. Es fiel ihnen wohl auch nicht ein, sich gegen das Verwöhntwerden und das Angebetetwerden zu wehren...

Aus der lebenslustigen, leichtsinnigen Elena Amberg aber wurde mit den Jahren eine zur Fülle neigende, launische Dame. Da sie nichts anderes kannte als die Verherrlichung ihrer Schönheit ihres Körpers, wurde sie um so missmutiger und ungeniessbarer, je mehr sich die Zeichen des Alters bemerkbar machten.

Das war alles, was Paul Germann nach und nach über Elena Amberg erfahren hatte. Und die Kinder?

(Fortsetzung folgt)